Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 11

Artikel: Der Grenadier von der Beresina [Fortsetzung]
Autor: Vallotton, Georges
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-639155

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Grenadier von der Beresina

Ein historischer Roman von Georges Vallotton

(Deutsch von W. Grossenhacher) Fortsetzung 1

Das Wetter war noch milder geworden, und die vom Tauwasser angeschwollene Beresina führte in ihren schwarzen Fluten gewaltige Eisschollen mit, die sich vom Ufer gelöst hatten und nun vom Lauf mitgerissen wurden. Das erschwerte natürlich die Arbeit der Soldaten. Man hatte alle noch arbeitsfähigen Pontoniere der ganzen Armee zusammengesucht, gegen vierhundert Mann. Da unser Korps dazu ausersehen war, als erstes überzusetzen, hielten wir an dieser Stelle an, und so hatte ich Gelegenheit, die Arbeiten aus der Nähe zu verfolgen. Die Pontoniere zimmerten zunächst große Tragböcke, entsprechend der Wassertiefe an jenem Ort, da sie aufgestellt werden sollten. Auf den Eisschollen stehend oder sogar tauchend, hatten Soldaten zuvor die Tiefe genau gemessen. Dann begann die Arbeit des Brückenschlags. Wenn ein Traggerüst fertig war, wurde es an seinen Platz gebracht und seine Pfeiler fest eingerammt, dann ging man zum nächsten über.

Zu gewöhnlichen Zeiten wäre es ein Spiel gewesen, eine Brücke über einen Fluß zu schlagen, der kaum dreimal so breit ist wie die Orbe; hier aber, wo alles behelfsweise gemacht werden mußte, ohne den Feind wachsam zu machen, den man wohl hatte täuschen können, vor dem man aber auf der Hut sein mußte, angesichts der tödlichen Gefahr, die für uns entstehen mußte, wenn die Arbeit auch nur für einen Augenblick unterbrochen werden sollte — hier gewann dieser Bau eine ungeheure Wichtigkeit. Wenn auch der Feind an diesem 26. November wie durch ein Wunder verschwunden war, so sank zum Überfluß am Nachmittag die Temperatur wiederum, was die Arbeit der Pontoniere immer fürchterlicher machte, je mehr sie nach der Mitte des Wasserlaufes vorrückte.

Da wir nicht vom Platz gewichen waren, sondern uns vielmehr schlecht und recht in den Schutz der halbzerstörten Häuser von Studianka begeben hatten, hielten wir den Blick unausgesetzt auf das Werk der Pontoniere gerichtet, das sie vor uns errichteten und von dem die ganze Existenz der Armee abhing.

Diese Leute brachten ihr Leben zum Opfer. Unter den Augen des Kaisers sah ich sie in das eisige Wasser tauchen, um die Brückenköpfe zu befestigen. Der General Eble gab ihnen, trotz seines Alters, das Beispiel. Ohne ein Wort zu sagen, betrachtete Napoleon bald die Brücken, bald durchsuchte er mit seinem Fernrohr das jenseitige Ufer. Dann und wann ließ sich ein erschöpfter Pontonier klaglos in die Flut fallen. Einen Augenblick noch sah man eine Hand sich über das schwarze Wasser ausstrecken, ein Körper trieb flußabwärts und verschwand dann zwischen den Eisschollen. Dann trat ein anderer Soldat an seinen Platz. Unter dem nun in wilden Wirbeln fallenden Schnee rückte die Arbeit ohne Unterbruch fort, und nach und nach überspreizten die Brücken den Fluß. Bevor sie auch nur recht fertig war, gingen einige Abteilungen, rittlings über die Balken rutschend, oder über rasch gelegte Bretter tanzend, an das andere Ufer, um sogleich in die Wälder einzudringen. So konnte der Bau ohne Störung durch den Feind vollendet werden. Aber von den vierhundert Pontonieren blieben kaum mehr achtzig übrig. Selbst General Eble starb einige Wochen später an der Krankheit, die er sich bei dieser gefährlichen Arbeit zugezogen hatte. General Jomini, der ebenfalls erkrankt war und halb tot und verlassen in einem Hause von Studianka lag, mußte dort verbleiben. Seine Leute hatten allen ein solches Beispiel heldenhafter Aufopferung gegeben, daß wir, so hart wir auch in allen den Leiden geworden waren, davon tief gerührt wurden.

Dank ihres Heldenmutes war die Armee gerettet.

Am Nachmittag des 26. überschritten wir die Brücken. Napoleon sah uns vorüberziehen. Da er allein vor seinem Stab stand, sah ich ihn gut. Seine Haltung war ganz anders als am Tage zuvor. Ich fand in seinem Blick jenes Feuer wieder, das ich am Ufer der Weichsel und dann beim Übergang über den Njemen gesehen hatte. Sein Gesicht erhellte sich einen Augenblick, als er unsere Regimenter in guter Ordnung vorbeimarschieren sah, um ihre Führer geschart und ihn mit dem gleichen kräftigen „Vive l'Empereur!" begrüßend, wie in den glücklichen Tagen. Er wandte sich an unsern General Merle, und seine Stimme hallte seltsam in der Stille, die nur unterbrochen wurde vom Geräusch der Schritte, das vom Schnee gedämpft war:

„Sind Sie zufrieden mit den Schweizern, General?" (Historisch.)

„Ja, Sire, Ihre Majestät können mit ihnen zufrieden sein."

„Ich weiß es", antwortete Napoleon, „es sind tapfere Soldaten!"

Das sind die letzten Worte, die ich ihn aussprechen gehört habe: aber diese einfachen Worte, hier und unter diesen Umständen gesagt, gingen uns zu Herzen.

Jenseits der Brücke schwenkten wir sofort nach links ab, durch einen ziemlich dichten Wald hindurch, bis zu einer kleinen Schlucht, die senkrecht zum Fluß verlief und wie ein natürlicher Festungsgraben vor unserer Stellung lag. Hier blieben wir während des ganzen 27. November. Wir erwarteten an diesem Tage eine große Schlacht, doch er ging in einer überraschenden Stille vorüber.

Allmählich wurde der Plan des Kaisers deutlicher, und von der Stelle aus, auf der wir hielten, entrollte sich das Manöver sozusagen vor unsern Augen.

Nachdem sie die Brücke von Borissow zerstört hatten, glaubten die Russen, wir würden südwärts dieser Stadt vordringen, um Minsk zu erreichen, wo gewaltige Vorräte angelegt worden waren. Durch einen glücklichen Zufall hatten ein paar Kavallerieregimenter, kommandiert von General Corbineau, die Armee von Wrede viel weiter im Norden, nahe bei Hlobukoe, verlassen, um unser zweites Korps zu erreichen, wobei sie aber dem rechten Ufer der Beresina folgten. Als sie die Brücke von Borissow zerstört fanden, hatte Corbineau eine Furt gesucht, um zu uns zu stoßen, und er hatte tatsächlich weiter flußaufwärts einen Übergang gefunden, gegenüber Studianka, und damit die Voraussagen Jominis bestätigt. Diese Furt benutzen, hier Brücken bauen — das war eine Möglichkeit auf hundert, der Vernichtung zu entgehen. Der Kaiser hütete sich wohl, den

Russen ihre Täuschung zu nehmen, vielmehr hatte er am 25. die Scheinmanöver vor Borissow und weiter flußabwärts noch verstärkt und auf diese Punkte die zersprengten Massen, die unnützen und zum vorneherein aufgeopferten Fuhrwerke hingeleitet; er ließ sogar den Schein erwecken, als sollte die Brücke von Borissow geflickt und weiter unten noch eine neue geschlagen werden. Wittgenstein und Tschitschakow wurden von diesen Manövern so völlig getäuscht, daß sie ihre Truppen vor Borissow und weiter im Süden zusammenzogen, ja sogar die vor Studianka aufgestellten Beobachtungsposten in der gleichen Richtung zurücknahmen.

Deshalb hatten dann die Brücken über die Beresina ohne Kampf gebaut werden können, deshalb hatten wir das andere Ufer leer von Feinden gefunden, deshalb hatte die Armee — oder wenigstens das, was von ihr noch marschtüchtig geblieben war — den Fluß überschreiten und die Straße einschlagen können, die über Zembin und Molodetsnow nach Wilna führte.

Zum Glück für uns war der alte Fuchs Kutusow noch zu weit zurück, um die Dummheiten seiner Unterführer zu verbessern, und er hatte auch genug damit zu tun, die Tausende von Nachzüglern aufzulesen, die Gepäckwagen und Geschütze zu sammeln, die von der Armee auf der Flucht zurückgelassen worden waren. Einmal noch hatte Napoleon in äußerster Not alle Einzelheiten der Lage erfaßt, mit seinem raschen Geist einen unerhofften Glücksfall ausgenützt, aus der Lage der Dinge die nötigen Lehren gezogen. So sahen wir denn an diesem 27. November nahezu alles, was von der Großen Armee noch geblieben war, unter anderem auch die Garde, über die Brücken ziehen.

Ich war begierig, dieses Elitekorps, berühmt unter allen, von nahem zu sehen. Der Zufall wollte es, daß ich mit einigen Mann bis zum Brückenkopf gehen mußte, um Munition zu holen. So konnte ich dem Vorbeimarsch eines Teiles dieser Regimenter beiwohnen. Sie stellten immer noch eine eindrucksvolle Masse dar, wenn sie auch in erschreckendem Maße zusammengeschmolzen waren. Aber noch marschierten sie in Reih und Glied, um ihre Führer geschart. Wie wir alle, sahen auch sie aus, als wären sie plötzlich um Jahre gealtert, mit rauhen, bereiften Schnurrbärten und den langen Bärten, die ihre Gesichter bedeckten. Stolz richteten sie sich auf, als sie vor dem Kaiser vorbeizogen, furchtbar anzusehen unter ihren hohen Pelzmützen mit ihren vom Frost geröteten Nasen und den leuchtenden Blicken. Noch hatten die Leiden sie nicht gebrochen; aber auch für sie waren die Prüfungen dieses endlosen Rückzuges noch nicht beendigt.

Als ich zu meinen Kameraden im Walde von Brill zurückkehrte, zogen die Überreste der Korps Davout, des Prinzen Eugene, Ney und Murat vorbei. Plötzlich aber verbarg der Schnee, der wieder in großen Flocken zu fallen begonnen hatte, dieses klägliche Defilee wie hinter einem Vorhang.

Die andere, weiter unten gelegene Brücke diente dem Fuhrpark und den Wagen aller Art. Von ihr her kam ein beständiges Rollen, das bisweilen unterbrochen wurde durch Schreie, die durch die Entfernung und den Nebel gedämpft wurden. Vor uns, angesichts unserer Stellung, schoß man sich dann und wann mit den russischen Vorposten herum, die kaum ahnten, daß fast die ganze Armee, mit Ausnahme der Nachzügler und des Korps des Marschalls Victor, das zur Verteidigung der Brücke auf dem linken Ufer geblieben war, bereits die Beresina überschritten hatte, also außer ihrer Umzingelung war und nun auf der Straße von Zembin nach Wilna marschierte.

Die Nacht vom 27. auf den 28. November war schrecklich. Wir mußten gerüstet und kampfbereit bleiben, da die russischen Vorposten ganz nahe, oft auf fünfzig Schritte, vor uns standen. Feuer durfte nicht gemacht werden, wenigstens nicht in der ersten Linie. Gegen Morgen erst konnten wir eine Art Suppe bereiten aus dem Mehl, das wir in Borissow erwischt hatten und das nun in einem Kochtopf mit Schnee angerührt und mit ein wenig Pulver gewürzt wurde. Salz hatten wir seit langem nicht mehr gehabt. Das war die ganze Nahrung für diesen Tag. Ein paar Glücklichere konnten diese magere Kost noch etwas verbessern. Hauptmann Schaller ließ eine Kerze in seiner Suppe schmelzen, andere rührten Moos hinein, das sie von den Tannen abgekratzt hatten. Rochat biß mit glänzenden Augen auf die Zähne, und der Hunger quälte ihn in den Eingeweiden, wie uns alle. Gewitzigt von der Erfahrung des Vorabends und im Wissen darum, daß die Kroaten nahe bei uns lagerten, hatte er — wie ich glaube — seinen „Kosak" die ganze Nacht nicht aus den Augen gelassen. Die wenigen Lebensmittel, die wir tags zuvor in Borissow gefunden hatten, waren schon aufgezehrt. Wohl hätte man noch eine letzte Mahlzeit halten können, wenn das Pferd getötet worden wäre; aber diesen Leuten aus der Vallee ist die Vorsicht angeboren. Er ließ das arme Tier Rinde von den Bäumen nagen und einige Zweige fressen, die es durch den Schnee gerochen hatte. Später waren wir froh, der Versuchung widerstanden zu haben.

Wir hatten seit Borissow einen neuen Hauptmann an der Spitze unserer Kompagnie, denn es gab starken Wechsel in den ewigen Kämpfen, den Gewaltmärschen und Entbehrungen aller Art, die in unsere Reihen große Lücken rissen, bei den Offizieren wie bei den Soldaten. Er war ein Freiburger, erst kürzlich befördert, und wir hatten ihn sofort gern wegen seiner großen Güte, die wir hinter seiner scheinbar rauhen Schale spürten. An diesem Morgen sah ich ihn mühsam unter der Tanne hervorkriechen, unter der er, in seinen großen Mantel eingerollt, ein wenig Schlaf gesucht hatte. Er hatte sicher nichts zu essen gehabt. Ich bot ihm die Hälfte meiner armen Gamelle Pulversuppe an, und das freute ihn und erwärmte ihn wenigstens etwas. Dann trat er zu den Leuten um die rauchenden Gluthaufen:

„Und nun, Kinder, wie geht's heute morgen?" sagte er gutgelaunt.

„Vielleicht wird es noch besser gehen mit dem da, Herr Hauptmann!" sagte Rochat und streckte ihm seine Feldflasche mit gutem Schnaps aus der Beute von Borissow entgegen. Der Hauptmann trank ohne Ziererei einen Schluck; dann kam ich an die Reihe, und die Feldflasche kreiste in der Gruppe.

Das war unser Morgenessen an diesem Schlachttag. Und dabei waren wir noch von den Bevorzugten. Manche andere hatten nicht so viel wie wir.

In diesem Augenblick ertönte ganz nahe bei uns im Wald ein Gesang, fast wie ein Choral. Er war angestimmt worden von Lieutnant Legler aus Glarus, und die noch junge Stimme tönte hier wahrhaft seltsam. Andere Offiziere,, dann auch einige Soldaten fielen ein. Manche dieser Stimmen waren rauh und klangen zerbrochen wie die Stimme von Greisen; trotzdem war diese Melodie im dunkeln Walde, wo eben die Truppe im Schnee erwachte, inmitten der Biwakfeuer, die umstanden waren von Männern, die wie Schemen aussahen — diese Melodie war so ergreifend, daß uns darob etwas in die Kehle stieg. Es war ein Lied mit deutschen Worten; aber in unsern Regimentern, wo Leute beider Sprachen durcheinander gemischt waren, kannten alle die Melodie. Und in dieser feindseligen Natur, in der wir alle verloren waren, unter diesem ewig düsteren Himmel, aus dem wiederum die Flocken zu wirbeln begannen, in dieser mörderischen Kälte, die uns schlimmer mitspielte als das Feuer des Feindes — da war das Lied wie ein Lufthauch aus der Heimat, der das Bild unserer friedlichen Weiler, unserer fernen Heimat bis zu uns hertrug.

Erst war der Gesang schwach; aber nun erhob er sich lauter, wie punktiert von den Kanonen, die schon auf der andern Seite der Beresina zu donnern begannen. Soldaten benachbarter Regimenter, Polen und Kroaten, näherten sich zwischen den Bäumen, erstaunt über das unerwartete Schauspiel dieser Männer, die nach einer schrecklichen Nacht und im Angesicht des Todes, der auf sie lauerte, feierlich sangen vor der Schlacht, in der so viele der Unsrigen bleiben sollten.

Hier sind die Worte, die lange Zeit danach eine liebe Hand für mich übersetzt hat:

„Unser Leben gleicht der Reise
Eines Wandrers in der Nacht.
Jeder hat in seinem Gleise
Etwas, das ihm Kummer macht.

Aber unerwartet schwindet
Vor uns Nacht und Dunkelheit,
Und der Schwergedrückte findet
Linderung in seinem Leid.

Mutig, mutig liebe Brüder,
Gebt die bangen Sorgen auf!
Morgen geht die Sonne wieder
Freundlich an dem Himmel auf.

Darum laßt uns weitergehen,
Weichet nicht verzagt zurück;
Dort in jenen fernen Höhen
Wartet unser noch ein Glück."

Seither habe ich diese Strophen oftmals gelesen, und jedes Mal fühle ich in mir eine Rührung aufsteigen, die ich nur mit Mühe unterdrücken kann. Ich schließe dann die Augen, und da hebt sich plötzlich der vereiste Wald ab, und um die dürftigen, langsam erstickenden Feuer erstehen auf dem dunklen Grund der Tannen die Bilder von Kameraden und Führern, von denen so viele an jenem Tage im Wirbel verschwanden oder die für immer auf der endlosen Straße liegen geblieben sind.

Aber was ich nie vergessen werde, das ist die Haltung unseres Hauptmanns an jenem Morgen. An eine Tanne gelehnt, hatte auch er versucht, der Melodie zu folgen. Nach der ersten Strophe hatte er angehalten und den Kopf abgewendet. Ich stand etwas hinter ihm. Er konnte mich nicht bemerken, aber in der Bewegung, die er machte, sah ich auf seinem noch jungen, aber von den Entbehrungen des Feldzuges tief gefurchten Gesicht, daß er leise weinte. Die Tränen rollten ihm über die Wangen und gefroren zu kleinen Eiszapfen an den Enden seines Schnurrbartes. Armer Mann! Ich sollte ein paar Stunden später die Rührung, die er nicht zu bändigen vermochte, noch besser verstehen.

Fortsetzung folgt.

Berner Coiffeure im Dienste der Schweiz. Nationalspende

Zugunsten der Schweiz. Nationalspende und des Roten Kreuzes veranstaltete die Sektion Bern des Schweiz. Coiffeur-Gehilfen-Verbandes unter dem Patronate von Frau Oberstdiv. von Graffenried am Sonntagnachmittag im Alhambrasaal ein großes Schau-Frisieren mit Unterhaltungsprogramm und Ball am Abend. Als Ehrengäste waren anwesend die Herren Oberst Feldmann, Fürsorgechef der Armee, und Rob. Greuter, Direktor der Gewerbeschule Bern. Die Leitung hatte der junge und energische Zentralpräsident des Vereins, Josef Maier, inne, der alles daran setzte, den Anlaß erfolgreich zu gestalten, was ihm vortrefflich gelang.

Vor gefülltem Saal demonstrierten die Meister, Gehilfen, Lehrlinge und Lehrtöchter ihr berufliches Können. Fachkundige Hände formten vollendete Theaterfrisuren aus der Epoche Marie Antoinettes und der Biedermeierzeit, sowie Phantasie-, Braut-, Ball- und Tagesfrisuren. Dunkle Haare färbten sich hell. Künstliche Wellen und Locken wurden meisterhaft gelegt, gewickelt und geringelt. Die humoristisch anmutenden Trücknehauben brüteten die in zweistündiger Prozedur mit allerhand geheimnisvollen Mittelchen und Wässerchen behandelten Frisuren aus und verliehen ihnen die notwendige Haltbarkeit. Wer anfänglich als unscheinbares Wesen den Vorführungsraum betreten hatte, verließ denselben stolz erhobenen Hauptes. Die Modelle waren sich ihrer fraulichen Grazie sichtlich bewußt.

Ganz besonders interessierte die Entstehung einer Theaterperücke. Die eigenen Haare des Modells wurden mit einem speziellen Gazeband fest und glatt an den Schädel gepreßt; darüber stülpte der Friseur die bereits vorbereitete Perücke und brachte mit einigen sehr geschickten Griffen den letzten Schliff an. Zum Abschluß des äußerst originellen Schaufrisierens reihten sich die „Schönen" zu einem Umzug, eine Hochzeitsgesellschaft darstellend. „Sie" im weißen, langen Kleid der Tugendhaftigkeit mit weitem Schleier. „Er" im eleganten Frack mit glänzendem Zylinder. Hinterher trippelte ein reizendes 5jähriges Pärchen, von den Coiffeuren mit Sorgfalt herausgeputzt. Die zwei trugen mit Anstand und rührendem Ernst den Schleier der jungfräulichen Braut. Die Eingeladenen, die nun folgten, verliehen in ihren langen Festroben und den schönen Frisuren dem Hochzeitszug ein festliches Gepräge. Starker Beifall bekundete die Anerkennung aller Schaulustigen.

Dem aufmerksamen Beschauer wurde so recht eindrücklich bewußt, daß das Coiffeur-Gewerbe eine ganz besondere Kunst ist. Wer nicht ein gutes Kompositionsvermögen, gepaart mit viel Phantasie, besitzt, wird sich in diesem Beruf kaum zu Meisterleistungen heraufschwingen.

Die Demonstrierenden zeigten aber nicht nur ihre Berufstüchtigkeit, sondern legten zugleich Zeugnis ab von ihrer gut eidgenössischen Gesinnung und ihrer Opferfreudigkeit für unsere Soldaten im Aktivdienst, im besonderen, da sie sich freiwillig zur Verfügung stellten und sämtliche Kosten selber trugen. Eine solche Gesinnung muß anerkennend hervorgehoben werden. Die Lehrlinge und Lehrtöchter, die mit dem Soldatendienst noch in keiner Weise Fühlung genommen hatten, und die Entbehrungen und Strapazen unserer Feldgrauen im Gebirge, an der Grenze und in der Luft nur ahnen konnten oder nur vom Hörensagen kannten, arbeiteten mit wahrhaft beseeltem Eifer. Indem sie einen ganzen Sonntag Freizeit opferten und dadurch eine Veranstaltung zur Hilfe für bedürftige Soldaten unterstützten, bekundeten sie ihren unerschütterlichen vaterländischen Verteidigungswillen. Solch gesundes Heimattum in unserer Jugend zu wissen, gibt einem ein beruhigendes und starkes Gefühl.

Die Abendunterhaltung begann mit einem flotten Marsch des Handharfenspielrings Bern, der wie die andern Vortragenden, Frieda Zehnder, Jodlerin, Adolfo Spognolo, Amateursänger, und die Zytglogge-Gesellschaft Bern, seine Mitarbeit unentgeltlich zugesagt hatte. Das berndeutsche Lustspiel von Ernst Balzli: „Wie ds Evali gmurbet het", erntete verdienten Applaus.

Die Veranstaltung des Schweiz. Coiffeur-Gehilfen-Verbandes schloß mit einem zügigen Ball und muß in jeder Beziehung als geglückt angesprochen werden. Sie ist in ihrer Art einzig dastehend und kann für andere Berufsklassen, die für die Schweiz. Nationalspende und das Schweiz. Rote Kreuz etwas unternehmen möchten, als vortreffliches Beispiel dienen.

Der Reinertrag aus Eintrittsgeldern, Tanzabzeichenverkauf und einem am Unterhaltungsabend geschickt angebotenen Schweizerfähnchen zum Anstecken erbrachte die erfreuliche Summe von rund Fr. 800.--. Wenn alle Berufsarten dieselbe Initiative an den Tag legten, und auf ihre Art derartige Veranstaltungen in den Weg leiteten, könnte die Nationalspende einige tausend Franken mehr buchen. Nicht nur hohe Beträge, wie sie etwa von Firmen oder Privaten abgegeben werden, sichern den Erfolg der Sammlung 1940, auch jeder Franken, der sorgfältig zusammengetragen wird, trägt dazu bei, ein erfreuliches Endresultat herbeizuführen.

Darum die Devise: Immer ein offenes Herz und eine offene Hand für die Schweiz. Nationalspende.

M. Hofer.